

Nr. 194. Bromberg, den 26. August 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

(5. Fortsetzung.) ———

VI.

In der Omsker Tjurma.

Der Ural war überschritten. Der Zug wand sich nach Sibirien hinein. Zum ersten Male verließ Woltmann, wenn auch unfreiwillig, die Grenzen Europas.

In Omsk angelangt, wurde er im Kriegsgefangenenlager untergebracht. Das Wort Lager paßte eigentlich nicht darauf. Die gefangenen Offiziere waren nämlich in der Tjurma von Omsk, dem Stadtgefängnis, zusammengepfercht worden. Es war ein trostloser Aufenthalt. Ein schweres Tor schloß sich mit dumpfem Gedröhn hinter ihnen. Kalte, schmutzige Gänge mit kleinen Fenstern, durch deren nie geputzte Scheiben fahler Sonnenschimmer einfiel, zogen sich durch das Mauerviereck des Baues. Steinwände hallten den Tritt nach wie ein höhnisches Echo.

Woltmanns Führer, ein bärtiger Landsturmsoldat, brachte ihn zuerst in die Kanzlei, wo er eine Reihe Fragen beantworten mußte. Der diensthabende Offizier sprach französisch mit ihm. Nachdem das Verhör fertig war, zupfte ihn der Wächter am Rockärmel, und beide gingen weg. Der Weg führte wieder durch ein paar Gänge, in denen Woltmann deutsche und österreichische Offiziere traf, die im Vorbeigehen rasch einige neugierige Fragen an ihn richteten.

Endlich blieben sie vor einer Tür stehen, in der, wie in allen, an denen sie bisher vorübergekommen waren, ein vergitterter Ausschnitt war, durch den man von außen das Innere überblicken konnte. Sie traten ein. Es war ein trübseliger Raum, lang und schmal; in der Mitte stand ein Holztisch mit einigen Sesseln, und an zwei Wänden standen Brettergestelle, die — wie die Kojen in einem Auswandererschiff — übereinandergebaute Bettstellen darstellten. So kam es, daß in diesem Raum, der nach strengsten Gefängnisbegriffen höchstens zwölf Mann hätte bergen sollen, sechsunddreißig Mann untergebracht worden waren. Woltmann bekam eine Bettstelle „im dritten Stock“ zugewiesen. Dann ging sein Führer weg und überließ ihn seinem Schicksal.

Mit dem feinen Gefühl für den Wert des frisch angekommenen stillen Kameraden, auf dem irgendeine drückende Last zu ruhen schien, hatte sich ihm der Kreis der besseren Elemente bald willig geöffnet, und vielleicht gerade deshalb, weil er dieses Entgegenkommen nicht suchte, sondern nur mit freundlichem Dank annahm, fand er um so geneigtere Aufnahme. Besonders ein Wiener Rechtsanwalt und bemerkenswerterweise der Sohn einer alten hochadeligen österreichischen Familie schlossen mit ihm eine Art stillschweigenden Freundschaftsbundes.

Der Rechtsanwalt war Dr. Kuppelwalder, ein Familienname, der so guten Klang hatte wie der Woltmanns. Der andere war der junge Graf Hatfeld, kein degenerierter Sprosse einer degenerierten Ahnenreihe, sondern ein wertvoller Mensch, erfüllt von Idealen, so wie dies seiner Jugend — er war erst zweiundzwanzig Jahre alt — zukam.

Dr. Kuppelwalder war der älteste. Er war bereits dreiunddreißig, und sowohl sein Beruf als auch eine gewisse, innerliche Anlage hatten ihn zu einer umfassenden Menschenkenntnis und einem ironischen Belächeln der Eitelkeiten und Schwächen der lieben Nächsten geführt.

Manchmal, wenn Woltmann mit seinen beiden Freunden in einer Ecke saß, verfiel er plötzlich in dumpfes Brüten, hörte nicht mehr, was sie sagten, und starrte in weite Fernen. Dann stießen sich die beiden an, wechselten einen verständnisvollen Blick und rüttelten ihn wieder wach.

Sie schrieben diese Grübeleien dem Schock bei der Gefangennahme zu. Für sie war dies eine völlig ausreichende Erklärung, und er dachte nicht daran, diesen Irrtum richtig zu stellen.

Am fünfzehnten Tag nach seiner Ankunft in Omsk bekam er zugleich vier Karten. Mit zitternden Händen griff er danach, sah sie durch und steckte sie mit einer gleichgültigen Gebärde in die Brusttasche. Zwei waren von seinem Vater und zwei von Bekannten. Seine Enttäuschung war so groß, daß er sie im ersten Augenblick nicht einmal las.

Von Herma war wieder nichts!

Er stand auf und ging trotz der schneidenden Kälte ohne Mantel in den Hof hinaus. Dort lief er eine Zeitlang auf und ab, bis sich der Aufruhr in seinem Inneren etwas gelegt hatte. Er machte eine Kraftanstrengung und begann zu überlegen.

Der Sache mußte ein Ende gemacht werden. Mächtig packte ihn jetzt der Gedanke an eine Flucht. Gerade für ihn waren die Aussichten ja günstiger als für seine Kameraden. Er sprach doch die Landessprache so gut wie ein Einheimischer. Und nicht nur das! Noch wichtiger vielleicht war es, daß niemand, weder seine Kameraden noch seine Wächter, dies wußten. Er sah voraus, daß er länger in Omsk bleiben würde. Es war doch ein ständiges Gefangenenlager. Er hatte also Zeit und Gelegenheit, die Sache gründlich in Angriff zu nehmen.

Der Gedanke setzte sich in ihm fest und arbeitete weiter, und als er wieder bei seinen zwei Freunden saß, stieß er plötzlich ganz unbewußt, nach einer langen Pause von Versunkenheit, die Worte heraus:

„Ich kann nicht! So geht es nicht weiter! Ich muß heraus aus diesem ver . . .“

Weiter kam er nicht; denn Kuppelwalder hatte mit jähem Griff seinen Arm erfaßt und preßte ihn so fest zusammen, daß es Woltmann schmerzte. Erstaunt und verwirrt sah er auf und hörte die ruhigen Worte Kuppelwalders:

„Woltmann hat recht. Die Luft hier ist wirklich zum Ersticken. Komm, Hatfeld, nimm deinen Mantel. Wir gehen alle drei in den Hof. Es ist zwar saukalt; aber wenigstens ist die Luft rein.“

Woltmann verstand die Sache nicht recht, aber da er wußte, daß Kuppelwalder kein Mensch war, der unnötige Dinge tat oder sagte, machte auch er sich fertig und ging mit ihnen hinaus.

Der Hof war ein großes Viereck, in dessen Mitte die Russen eine Holzbaracke erbaut hatten, die als Kantine

diente. Rund um die Holzbaracke zog sich demgemäß ein breiter, viereckiger Weg. Kuppelwalder führte sie dort hinaus, und sie begannen den Rundgang.

„Vor allem, Kinder, unauffällig gehen. Wir machen unseren Gesundheitsspaziergang im normalen Fußmarschtempo. Hatfeld kann pfeifen, damit wir richtig marschieren."

Während Hatfeld den Takt durch leises Pfeifen angab, fuhr Kuppelwalder fort:

„Das war eine große Unvorsichtigkeit von dir, Woltmann. So etwas sagt man nicht laut!"

„Ja, was habe ich denn eigentlich laut gesagt?"

„Nicht stehenbleiben — durchmarschieren, Woltmann!" sagte Kuppelwalder, „und um Gottes willen, mach' kein so erstauntes Gesicht. Gib dir Mühe, deine Züge zu beherrschen. Es braucht doch wirklich keiner zu sehen, daß wir außergewöhnliche Dinge besprechen. Plaudere so unbefangen, als ob du über das Wetter sprechen würdest."

Kuppelwalder machte eine Pause, um Woltmann Zeit zu geben, sich zu sammeln. Dann fuhr er fort:

„Daß du nicht einmal weißt, was du gesagt hast, zeigt, wie tief du in deine Gedanken versunken warst, Woltmann! Ich will es dir wiederholen. Du hast gesagt: „Ich kann nicht! So geht es nicht weiter! Ich muß heraus aus diesem verd . . ." Das Ende dieses Satzes läßt sich ja denken. Du scheinst fliehen zu wollen. Ich will jetzt gar nicht über den Wert oder Unwert eines solchen Planes sprechen. Wenn du willst, kann ich später darüber reden. Vorläufig will ich dich nur darauf aufmerksam machen, daß du vorsichtiger sein mußt. Du kennst die Verhältnisse hier noch zu wenig. Und nochmals, mach' kein erstauntes Gesicht! So ist es besser! Du kannst sogar lachen, wenn du willst."

Woltmann zwang sich zu einem Lächeln.

„Siehst du, es geht schon," sagte Kuppelwalder. „Nun gib acht! Alles, was hier in der Tjurma vorgeht, wird den Russen gemeldet. Die innere Spionage im Lager ist verblüffend gut organisiert."

„Entschuldige, aber das klingt etwas stark!"

„Je nachdem man seine geliebten Mitbrüder einschätzt! Ich war gar nicht so überascht darüber. Hatfeld aber ist fast aus den Wolken gefallen, als ich ihn darauf aufmerksam machte."

Woltmann lachte hell auf. Jetzt war die Reihe, erstaunt zu sein, an den beiden anderen. Sie verstanden ihn nicht und wußten das Lachen nicht zu deuten. Sie wußten nicht, daß sich in Woltmann ein Werdegang abspielte, der langsam aber sicher aus dem lebensfrohen Menschen einen Menschenverächter machte, gegen den Kuppelwalders lachende Satire zahm zu nennen war. Was er da hörte, stimmte prächtig zu seinen neuen Ansichten.

„Erzähl' doch weiter, Kuppelwalder. Hat man denn niemand im Verdacht?"

„O ja. Aber die, welche man verdächtigt, sind nicht mehr gefährlich; denn wenn sie in Hörweite sind, schweigt man sich eben aus. Aber trotzdem sind schon eine Reihe von Kameraden, die eine Flucht vorbereiteten, plötzlich nach dem Straflager Krassnaja-Retschka verschickt worden. Dieses Lager liegt ganz im Osten im Amurgebiet, und was man davon hört, ist nicht ermutigend. Es ist zweckmäßiger, über Fluchtvorbereitungen ein völliges Stillschweigen zu bewahren. Außerdem bietet ein Fluchtversuch verdammt wenig Aussicht auf Gelingen, so daß man mit dem Schwatzen nur seine eigene Lage nutzlos verschlechtert."

„So, du glaubst also, daß ein Fluchtversuch aussichtslos ist?"

„Das habe ich nicht gesagt," erwiderte Kuppelwalder. „Er ist nur wenig aussichtsreich."

„Unter welchen Bedingungen würde er nach deiner Meinung aussichtsvoll?"

„Eine Grundbedingung dafür ist, daß man irgendeine fremde Sprache völlig beherrscht. Welche — ist ziemlich gleichgültig, da wir ja doch die ganze Welt gegen uns haben. Wichtiger ist es, jene Sprache unerkennbar zu beherrschen; denn man muß immer darauf gefaßt sein, daß man irgendwo einem wirklichen Untertanen jenes Landes in die Hände läuft. Daher muß man auch die Verhältnisse dort vollkommen . . ."

Da fiel Hatfeld ihm plötzlich in die Rede:

„Aber das ist doch bekannt und eigentlich auch selbstverständlich. Je weiter man nach Norden kommt, desto bessere Öfen findet man. Der Mensch paßt sich den Verhältnissen an und lernt es eben, sich in höheren Breitengraden besser gegen die Kälte zu schützen. Ich bin überzeugt, daß sie es in Jakutsk noch besser verstehen als in Omsk. Glaubst du das nicht auch?"

Dabei wendete er sich an einen Mitgefangenen, der unbemerkt hinzugetreten war.

Der Neuankömmling lachte.

„Wenn ihr nichts anderes zu besprechen habt als den Wert der russischen Öfen, dann gehe ich Kaffee trinken! Das wärmt besser. Servus!"

Damit verschwand er in die Kantine. Er hatte glänzend Deutsch gesprochen. Nur ein leichter, harter Klang darin bewies seine tschechische Abkunft.

„Ein guter Wahrscheinlichkeits-Beweis für meine Behauptung," sagte Kuppelwalder fein lächelnd.

„Pfui Teufel!" sagte Woltmann und verzog seine Mundwinkel.

„Na ja, schließlich läßt sich auch für seine politische Auffassung etwas vorbringen."

„Zugegeben, deshalb muß er aber doch nicht den Spion spielen. Das ist verächtlich!"

„Wie bitter du sprichst, Woltmann! Bei uns ist er doch abgeblitzt."

„Ja, weil Hatfeld genug Geistesgegenwart hatte, um im richtigen Augenblick einzuspringen. Man wird hier zum Komödienspiel erzogen."

„Nachdem man die Vorschule des Gesellschaftslebens durchlaufen hat! — Aber kommen wir auf unser früheres Thema zurück. Hatfeld, paß auf, daß uns nicht wieder einer stört. Wo waren wir denn stehengeblieben? Richtig, bei der Sprache und der Landeskenntnis. Das Nächste, was man braucht, ist Geld. Viel Geld sogar. Auch das ist nicht einfach! Sich auf einmal eine große Summe schicken zu lassen, fällt auf."

„Man kann es sich monatlich überweisen lassen und zusammensparen."

„Wenn man verläßliche Freunde hat, kann man auch an diese senden lassen!"

Woltmann schaute ihn mit forschendem Blick an. So weit war er schon, daß er hinter diesen Worten Beweggründe suchte, die unlauter waren. Aber gleich darauf schämte er sich. Hinter diesen Stirnen bargen sich keine schmutzigen Gedanken.

Eben fuhr der Kuppelwalder wieder fort:

„Die langsame Geldbeschaffung hat auch ihre Vorteile. Man hat wenigstens Zeit, einen Plan zu entwerfen. Ist er wirklich gut, dann kann er ja gelingen."

„Danke, Kuppelwalder. Du hast mir zu denken gegeben. Ich gehe jetzt in die Kantine. Sonst fällt es auf, daß wir so lange Besprechungen über die russischen Öfen halten."

Kuppelwalder und Hatfeld sahen ihm nach.

Plötzlich sagte Hatfeld:

„Willst du ihn in unsern Plan einweihen?"

„Nein!" klang es entschieden. „Wenigstens vorläufig nicht. Ich weiß nicht, ob er gut genug französisch spricht, und dann sind seine Nerven noch nicht genügend in Ordnung. Um ehrlich zu sein — ich habe ihm eigentlich nur einen Weg und ein Ziel zeigen wollen, damit er wieder lebenslustig wird. Wir werden ja sehen, wie das auf ihn wirkt."

Inzwischen schrieb Woltmann in der Kantine eine Briefkarte an seinen Vater, worin er bat, sowohl ihm als seinen Kameraden Kuppelwalder und Hatfeld monatlich je 150 Rubel zu überweisen.

Gleich darauf zerriß er die Briefkarte wieder und schrieb eine zweite, worin er Kuppelwalder und Hatfeld nicht erwähnte. Es war ihm nämlich durch den Kopf gegangen, daß er das ja eigentlich nicht tun konnte, ohne beide um ihre Zustimmung zu fragen. Vielleicht erhielten sie schon monatliche Sendungen.

Die zerrissene Briefkarte warf er in den Ofen.

Er war wieder um ein Stück mißtrauischer und vorsichtiger geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Weltbild der Jugend.

Im August-Heft der Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung" findet sich ein lesenswerter Aufsatz „Zum Verständnis unserer Jugend". Der Verfasser Karl Springenschmidt (Parsch bei Salzburg) umreißt dabei das Weltbild, das sich die heutige Jugend macht. Unter Jugend versteht er dabei im Kern die Jahrgänge 1912 bis 1916, die heute Sechzehn- bis Zwanzigjährigen. Er schreibt u. a.:

„Der Weltkrieg und die Hungerjahre 1919—1920 haben in ihrem Leben keine deutliche Erinnerung hinterlassen, wohl aber hat dieses Geschlecht aus den Jahren des Krieges, der Nachkriegszeit und der Inflation vielfach eine körperliche Schädigung erfahren. Diesem Geschlecht fehlt die sichere, robuste Grundlage, die Selbstverständlichkeit einer gedeihlichen Kindheit. Von alledem blieb dieser Jugend jedoch nichts im Bewußtsein; denn als sie selbst zum Leben erwachte, schien ein geordnetes, wohlversorgtes Leben wieder möglich zu sein. Die liberale Fortschrittgläubigkeit machte sich wieder geltend, man war optimistisch und baute in gerader Linie „auf". Woran das Geschlecht vorher, das in der Kriegszeit zum Bewußtsein erwacht war, kaum glaubte, an eine ungestörte, regelmäßige Ernährung, an ein friedliches Leben in Familie, Volk und Staat, das schien wieder möglich zu werden. Die Notzeiten reichten nur wie eine dunkle, recht unwahrscheinliche Sage in das Leben dieser Jugend hinein. Daher lebten diese jungen Menschen kräftiger, unbedenklicher. Die Not unserer Zeit traf sie unvorbereitet und warf sie völlig aus der Bahn, während die älteren Jahrgänge bis zurück zur Frontgeneration, die alle Not, Entbehrung, Einschränkung schon einmal in ihrem Dasein erlebt hatten, gegen den Anbruch der großen Massennot besser gerüstet waren. Im Gegensatz zum vorhergehenden Geschlechte empfindet daher die heutige Jugend den Zustand, den wir seit 1929 haben, als etwas ganz Außergewöhnliches. In ihrem Denken ist gar nichts von dem, was heute geschieht, selbstverständlich. Diese Jugend findet nichts in diesem Chaos, was ihr Halt und Sicherheit geben würde. Es ist für sie keine Möglichkeit einer langsamen, organischen Entfaltung gegeben, weil die Voraussetzung dafür, das feste, allgemein gültige Weltbild der maßgebenden Generation fehlt. Es darf daher nicht wunder nehmen, wenn die heutige Jugend sich das Recht nimmt, eigene Wege zu gehen.

In dem Chaos der Übergangszeit findet die Jugend nicht bloß kein Weltbild, dem sie in Ehrfurcht und Gläubigkeit entgegenwachsen könnte, sie findet nicht einmal ein Geschlecht, das ihr — sei es als Vorbild oder als Gegner — maßgebend sein könnte. Wir erleben eine Zeit, in der alles selbst Jugend sein will. Der Mensch dieser Zeit hat eigentlich kein Lebensalter mehr, die natürlichen biologischen Abstufungen nivellieren sich, man ist jung, und wenn man es nicht mehr ist, gibt man sich zumindest den Anschein der Jugend. Die wirkliche Jugend aber will Abstand nicht Durcheinander. Erst dieser Abstand ermöglicht Achtung vor dem Alter. Wenn sich das Alter selbst so gibt, als sei es jung, empfindet dies gesunde Jugend als Würdelosigkeit.

Die neue Jugend hat es also nicht leicht. Sie sucht nach festen, gesicherten Vorbildern. Aber alles zerfließt in ihren Händen. Eine Zeitlang glaubte sie, ein Teil der ersten Jugend zu sein, jener Jugend, die um die Jahrhundertwende aufgebrochen war. Sie bekannte sich laut zur Jugendbewegung und rollte die Wimpel des alten Wandervogels wieder auf. Aber bald sah sie ein, daß man einen Weg nicht zweimal gehen kann. Wer heute auf Fahrt geht, hat den Führer durch die Reichsjugendherbergen in der Tasche. Das Erlebnis, das die jungen Menschen vor 30 Jahren in der Einsamkeit der Wälder und Berge gefunden hatten, ist nicht wiederholbar.

Zum Schluß betont der Verfasser: Echte Jugend wisse sehr wohl zwischen ehrlichem und unehrlichem Wollen zu unterscheiden. Sie spüre mit der ihr eigenen Sicherheit, wo die Front ist. Wer diese Jugend kenne, werde sich über ihr Selbstbewußtsein freuen; er werde sie nicht anmaßend finden, sondern opferwillig, bereit zur Einordnung. Diese Jugend sei das Einzige, was uns in dieser chaotischen Zeit an eine Überwindung der Krise glauben lasse; denn „diese Jugend schweigt und marschiert."

Der andere Tilly.

Skizze von Lothar P. Manhold.

Der abnehmende Mond glimmt hinter brodelnden Wolken, es sieht aus, als sei er von Spinnweb' umsponnen.

„Es wird Zeit, Tilly", mahnt Winter.

Der alte Mann murmelt etwas, das Winter nicht versteht. Er erhebt sich schwerfällig. Bosco, mit dem er gespielt hat, springt japsend an ihm hoch. Sie gehen den Kiesweg hinunter zur Gartenpforte. Der Alte spricht von der Arbeit, die es morgen bei den Spalieren gibt.

„Haben Sie was zu lesen?" fragt er unvermittelt und bleibt unter einem niederen Pflaumenbaum stehen. „Morgen ist Sonntag.",

„Das kommt darauf an."

„Was kommt worauf an?" fragt der Alte naiv.

„Hm —", überlegt er dann. „Seezigeuner" haben Sie wohl nicht?"

Nein, „Seezigeuner" standen nicht in Winters Bücherschrank. Wenn er aber etwas anderes, ähnliches —

„Schade", bedauert Tilly. „Seezigeuner" müssen Sie lesen, Herr. Es ist spannend und schön. Dreimal habe ich es nun schon durch. — Aber vielleicht haben Sie etwas von Nietzsche?"

Winter öffnet vor Verblüffung den Mund, so etwas ist ihm noch nicht vorgekommen. „Nie—tzsche?" fragt er gedehnt. Er hat sich doch nicht verhört?

Tilly nickt, Winter sieht das alte Gesicht, das in der Dunkelheit zerfließt. „Ganz recht, Nietzsche, denselben."

„Kommen Sie herein, Tilly", fordert Winter auf. Er folgt einer plötzlichen Eingebung. Ehe er drinnen vor den Schrank tritt, reicht er dem Alten das Kistchen mit den Zigarren hin. Tilly grunzt vor Wonne und wählt sich eine aus.

Der Schrank nimmt die ganze Breitseite des Arbeitszimmers ein, er enthält nichts als Bücher. Bücher oben, Bücher unten, Bücher in der Mitte. Alle ausgerichtet, in Reih' und Glied, eine bunte Parade, wie sie Winter liebt. Er wählt einen Band aus der blaßblau gebundenen Serie und legt ihn vor Tilly auf den Schreibtisch. „Zarathustra", erklärt er. „Sind Sie zufrieden?" Aber schon tut es ihm im Herzen leid um das Buch. Und in Gedanken zählt er es bereits zu den Vermißten und Verlorenen.

„Danke — ja, ich bin zufrieden", antwortet Tilly, mit einer plötzlichen Jugendlichkeit, die Winter peinlich berührt. „Wollen wir uns nicht setzen? Ich möchte nämlich die Zigarre hier rauchen. Ich verspreche mir mehr Genuß davon, als wenn ich auf meinem Strohsack liege und dann in der Finsternis herumpaffe. Sie geben wohl auch nicht gern Ihre Bücher aus der Hand?"

„Gewiß — nein, also setzen Sie sich, Tilly." Winter verbirgt seine Verlegenheit unter der Maske der Zerstreutheit. Er „spielt" den gnädigen Herrn. Tilly zündet sich seine Zigarre an. Winter sieht das noble Gesicht des alten Herumtreibers von der zuckenden Flamme des Streichholzes für Augenblicke scharf beleuchtet. Die höckerige Nase, die schmalen, gebräunten Wangen, der schlohweiße Schnurrbart und der seidenweiche Spitzbart — all dies zusammen erinnert ihn immer wieder an Stiche, die den General des Dreißigjährigen Krieges zeigen.

Der andere Tilly saugt an seiner Zigarre. Die rote Glut atmet wie ein feuriges Tierchen.

„Wenn man so denkt", philosophiert er und besieht sich die Zigarre, „wenn man so denkt — vielleicht leben auf dieser Zigarre auch Wesen wie wir Menschen. Nur kleinere natürlich, unendlich viel kleinere. Leben da, arbeiten, lieben und hassen. Aber mit eins ist alles vorbei. Das große Feuer kommt und frißt sie alle."

„Komischer Gedanke, nicht wahr?" fragt er vorsichtig.

„Warum komisch?" fragt Winter wieder und zuckt großmütig die Achseln.

„Ich mache mir nämlich die blödsinnigsten Ideen", entschuldigt sich der Alte. „Aber das Perpetuum mobile will ich nicht erfinden", fügt er schnell hinzu. Winter sieht es nicht, aber er fühlt es, daß das Greisengesicht sich jetzt zu einem Lächeln verzieht. Es ist schon zu dunkel im Zimmer, als daß sie ihre Mienen erkennen könnten.

„Was sind Sie eigentlich, Tilly? Ich meine von Beruf? Irgend ein Handwerk haben Sie doch gelernt?"

„Klempner."

Im Wort klingen zu gleichen Teilen Humor und Verachtung.

„So, so — Klempner."

„Gewiß", versetzt Tilly spitz wie eine pikierte alte Jungfer. „Und kein schlechter." Er hat die Welt zu sehen bekommen, das war übrigens das einzig Gute dabei. Er hatte etwas Besseres werden wollen. Ja — und er wurde —? Ein Tippelbruder. Und später? Säufer! O ja — er ist einmal jung gewesen, gesund, stolz, couragiert und neugierig, man sollt's nicht glauben. Alles, alles hat er wissen wollen, grad' wie der Doktor Faust vom Goethe. Er hatte die Bücher gelesen, viele, viele Bücher. Nicht nur „Seeräuber" und solche Sachen. Man sah's seinen Armen nicht an, daß sie ganze Bibliotheken fortgeschleppt hatten. Der Ehrgeiz trieb ihn, Geschichten erfinden und schreiben zu können. Doch dazu mußte er erst die Welt gesehen haben, Erfahrungen sammeln, viele, viele Säcke voll. Ach, was hatte er nicht alles aufgestellt, um heraufzukommen, geschuftet, betrogen, sich über's Ohr hauen lassen. Da hatte er zum Beispiel gehört, daß Früchte essen, nichts als nur Früchte essen, den Geist leicht machte und viele gute Gedanken gab. Also aß er sechsmal in der Woche einen Eierkuchen, den er selbst in der Pfanne buk. Und weil anderes zu teuer war, aß er ein Näpfchen Preißelbeeren dazu. Auch das gehörte zu seiner Ausbildung als Erzähler von Geschichten.

Ob Winter den großen St. Bernhard kannte?

Nein.

Na, auch gut. Zwölf Wochen hatte er bei den Mönchen zugebracht. Es war die schönste Zeit seines Lebens. Er flickte den Augustinern die Kupferkessel — es dauerte drei Tage. Die übrige Zeit fütterten sie ihn durch. Mit hundertundein Pfund war er über ihre Schwelle gestolpert, mit hundertundsechzig Pfund sagte er ihnen Lebewohl. Er hatte alles gefressen, sogar ihre Bücher. Auch dieser Nietzsche war darunter. Am Vormittag saß Tilly gewöhnlich mit nackter Brust vor der Tür in der Sonne. Die Köter tatzten mit weichen Pfoten und dampfenden Rachen um ihn herum. Und über den Berg, ihm gegenüber, stieg eine Wolke um die andere empor. Jede so weiß und blendend wie die Stirn Gottes, und jede so gewalttätig und hurtig, als sei hinter dem schroffen Fels ein Geschütz aufgestellt und feuere — pff — Wolke um Wolke in den südenblauen Himmel.

Bis nach Jerusalem kam er herunter, auf Schusters Rappen, wie man so sagt. Ach, El Kuds, du hochgebaute Stadt, dich soll der Hund zusammentreten. Wie sehr hast du ihn hungern lassen. Aber fragt ihn, fragt ihn doch — wenn er zurückdenkt, sieht er viele Bilder kommen und gehen. Beduinen, Kamele und schwarzbärtige Juden. Basare, Tommies und braune Mädchen. Den Garten Gethsemane, in dem die Franziskaner unter den alten Obstbäumen gingen —

„Da", unterbricht er sich und schiebt den Nietzsche wieder zu Winter hinüber. „Da, nehmen Sie den zurück, es ist ja doch nur Schaum. Vielleicht haben Sie die Bibel da, das Neue Testament. Das ist besser für mich alten Mann."

„Nein", gesteht Winter verlegen. Eine Bibel hat er nicht.

„I wo?!" ruft der Alte erstaunt. „Solch großer Bücherschrank, soviel Bücher, und nicht eine Bibel ist darin."

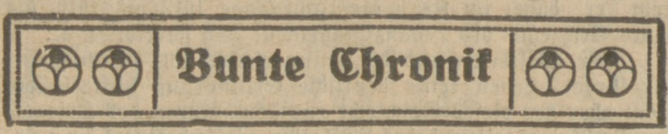
„Warum haben Sie ihre Geschichten nicht geschrieben, Tilly?" fragt Winter, um den Alten abzulenken.

Pause.

„Schnaps", flüstert Tilly nach einer Weile mit grotesker Heimlichtuerei. „Schnaps! Alkohol! Meine Henny starb. Und das Mädelchen starb zwölf Stunden später. Siebeneinhalb Pfund wog es bei der Geburt. Siebeneinhalb Pfund, Herr, ist das etwa nichts?! Und trotzdem mußte es fort. — Vor meiner Tür sollte die Sonne niemals scheinen. Es dauerte lang, bis ich einsah, daß es mein Schicksal war. Wie ein Schildbürger rannte ich schnaufend hinter der Sonne her, den Sack in der Hand. Ich bin als Luder geboren, Herr, und ich werde als Luder ruhig sterben. Jetzt ist es Winter für mich, ein bißchen Schnaps, das wärmt. Ein weichgekochtes Ei macht lustig. Ab und zu ein Buch. Und dann und wann ein bißchen Arbeit. Aber nicht zuviel. Was braucht der Mensch mehr." Seine Zigarre ist zu Ende geraucht, er hat nichts mehr zu erzählen. Er erhebt sich, sinkt wieder in den Sessel zurück, beim zweiten Versuch steht er auf den Beinen.

„Na denn — gut Nachtchen!" krächzt er und ist von einer Sekunde zur anderen wieder der klapprige, schwerfällige Tilly. Winter öffnet ihm die Tür. Er tappt in den Garten hinaus.

Über der See huscht der Schein eines Wetterleuchtens.

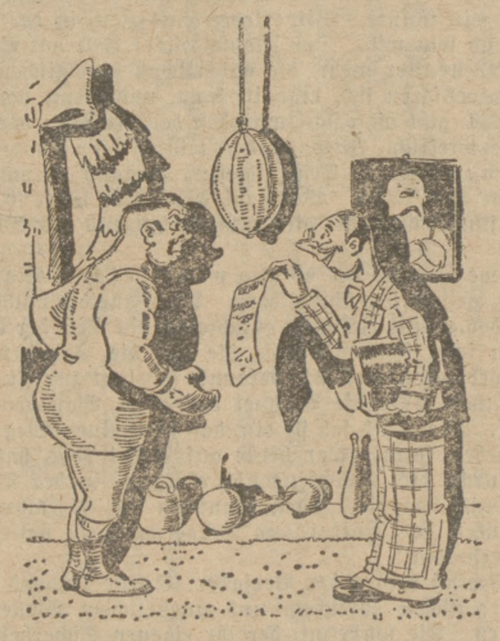


Das neue türkische Schönheitsideal.

Die gewaltigen Umwälzungen in kultureller Hinsicht, die die Türkei im Laufe des letzten Jahrzehnts durchgemacht hat, sind nicht ohne Einwirkung auf das von den modernen Türken erstrebte Schönheitsideal geblieben. Die Haremskönigin, von einst ist verschwunden, die hinter verschlossenen Gittern ihr Leben verbrachte, und deren einzige Zerstreuungen ein kleiner Spaziergang im Garten, eine Bootfahrt oder Wagenfahrt hinter zugezogenen Gardinen bildete. Die Folgen eines solchen Lebens blieben nicht aus. Die Frauen jener Epochen wurden vollfleischig und körperlich, oft auch geistig träge. Ihre Körper verloren ihre Linien, und nur an den feingeschnittenen Gesichtern und den schönen Augen waren noch die Spuren der früheren Persönlichkeit haften geblieben. Kemal Pascha gab den Frauen die Freiheit und mit ihr die Berechtigung zu sportlicher Betätigung, wenn er auch in dieser Hinsicht eine maßvolle Beschränkung einführte. Heute sieht man wieder schlanke, türkische Frauen, rassige und trainierte Gestalten, bei denen vor allem die Frauen kaukasischer Herkunft durch das wundervolle Ebenmaß ihrer Erscheinung auffallen. Die heute von vielen türkischen Frauen ausgeübte berufliche Tätigkeit und der Sport erhalten die Frauen frisch und elastisch. Ihre Bewegungen sind gewandt, ihr Gang ist graziös geworden. In diesem neuen Typ aber, den die neue Zeit gebar, sieht der moderne Türke sein Schönheitsideal.



Die „Gegenleistung".



„Herr Hakenschwinger, ich wollte mir erlauben, die Rechnung für Ihren letzten Anzug einzukassieren!"

„Tut mir leid, ich habe augenblicklich keinen Pfennig Geld; aber ich könnte Ihnen für den Betrag Boxunterricht geben!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.